

Quelle: Zwangsarbeit in der Hamburger Kriegswirtschaft. Screenshot

Lage der Lager: Eine CD-ROM verzeichnet alle bisher bekannten Hamburger Zwangsarbeiterlager

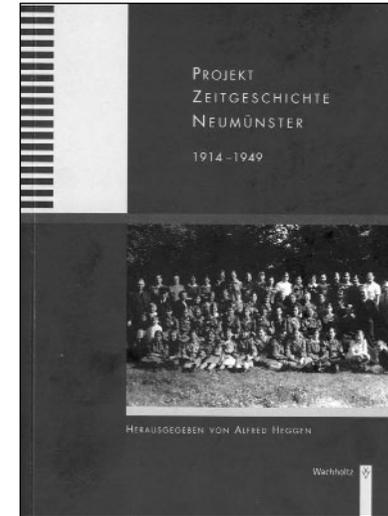
REZENSIONEN

Gut gemeint – aber nicht immer gut genug

Das Buch *Projekt Zeitgeschichte Neumünster 1914–1949* greift eine Forschungslücke auf. Darin versucht der Herausgeber Alfred Heggen, Direktor des Gymnasiums in Plön und seines Zeichens einer der Engagierten in seiner Wahlheimat Neumünster, die dort noch in den Anfängen steckende Zeitgeschichtsforschung voranzubringen.

Neumünster ist bisher nur am Rande erforscht worden, was an einer Mischung von politischem Desinteresse – auch und insbesondere der die Stadt fast durchgängig regierenden SPD – sowie dem Fehlen einer lokalen geschichtswerkstatt-ähnlichen Szene liegt.

Das grundsätzliche Problem der Veröffentlichung ist genau der im Titel des Buches benannte Projektcharakter. Heggen knüpft an zwei Publikationen an, die als Schulprojekte versucht haben, Quellen und Dokumente von Schülern für Schüler zusammenzutragen (*Neumünster im Zeichen des Hakenkreuzes* und *Neumünster – Vom Kaiserreich zur Inflation*, beide 1983). Dementsprechend betont der Herausgeber die „Aspekthaftigkeit und die Vorläufigkeit der Darstellung bzw. aufgeführten Materialien“ (S. 6). In den von Heggen verfassten neun Kapiteln zur Weimarer Republik und NS-Zeit spiegelt sich dies wider.



Alfred Heggen (Hg.), *Projekt Zeitgeschichte Neumünster 1914–1949*. Neumünster: Karl Wachholtz Verlag 2006. 243 S.

Auffällig ist der sehr unterschiedliche Charakter der Beiträge: während Heggen auf 4 bis 24 Seiten eher skizzenhaft und deutlich im Sinne eines offenen Projektes schreibt, das es zu ergänzen und auszubauen gilt, sind die Aufsätze von Klaus Tidow zur Zwangsarbeit und Franz Großkettler zum Alltag in der Nachkriegszeit sowohl vom Umfang (ca. 30–40 Seiten) als auch vom Aufbau in sich geschlossener und eher klassische Geschichtsaufsätze, während Jürgen Zähles Beitrag zur Geschichte der Holsten-

schule eine Mischung aus beidem darstellt. Der Versuch, über Hinweise am Ende der Kapitel auf mögliche weitere Forschungsansätze/Projekte eine gemeinsame Klammer für alle Beiträge zu schaffen, überzeugt aufgrund des starken Ungleichgewichts der Aufsätze leider nicht.

Obwohl in der Einleitung „die Aufforderung vor allem an Schülerinnen und Schüler [...] weiter zu forschen“ formuliert wird, ist der Aufbau der einzelnen Aufsätze keineswegs so gehalten, dass Jugendliche gut damit arbeiten können. Somit stellt sich die Frage nach Ziel und Zielgruppe des Buches: Soll es die Geschichtsinteressierten zum Mitforschen motivieren? Soll es den Lehrkräften ermöglichen, Projekte an Schulen voranzubringen? Soll es den Forschungsstand dokumentieren? Eigentlich will es von allem etwas, so dass es bedauerlicherweise bei allem Mängel aufweist und gleichzeitig zu loben ist, dass sich überhaupt jemand der Stadtgeschichte angenommen hat.

Im ersten Kapitel zum „Alltag im I. Weltkrieg“ wird Heggens Vorgehen exemplarisch deutlich: Er beleuchtet einzelne Aspekte dieses Alltags anhand des Materials für Neumünster, wobei den Zeitungs- und Aktenquellen durch Zitate breiter Raum gegeben wird. Eine qualitative Einordnung in den überregionalen Forschungsstand findet hingegen wenn überhaupt, dann

nur sporadisch statt. Grundsätzlich fehlt hier wie auch bei dem folgenden Kapitel „Der Arbeiter- und Soldatenrat in Neumünster 1918/19“ eine kurze Einführung ins Geschehen, die es Lesern ohne Vorkenntnisse ermöglichen würde, das Folgende einordnen zu können. So wird das Wissen um die Ereignisse der Novemberrevolution vorausgesetzt (S. 26), und eine qualitative Bewertung des Gremiums „Arbeiter- und Soldatenrat“ unterbleibt.

Ähnlich schwer fällt es dem Rezensenten, dem Kapitel „Wahlen während der Weimarer Republik – Materialien“ Positives abzugewinnen. Dies liegt einerseits daran, dass sich der Autor im Kern auf Zitate zur Parteienlandschaft beschränkt, die er dem 1932 erschienenen Buch *Die politischen Parteien in Deutschland* von Sigmund Neumann entnimmt.¹ Seine Begründung dafür lautet so: „Seinen besonderen perspektiven Reiz erhält es durch die Tatsache, dass Neumann die Programmatik und politische Bedeutung der Jahre 1918 bis 1932 aufarbeitet, aber eben ohne Kenntnis der darauf folgenden Entwicklung.“ (S. 33).

Abgesehen davon, dass auch die Arbeit von Rudolf Heberle faktisch „zeitgenössisch“ verfasst wurde und den Vorteil hat, regionalgeschichtlich zu analysieren, trägt dieses Konzept dazu bei, sowohl den Bezug zu Schleswig-Holstein wie auch überregionale bzw. regionale

neuere Untersuchungen² als auch den neuesten Forschungsstand zur Parteiengeschichte – etwa aus der Reihe „Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ – auszublenden. Im Detail fehlen so etwa der agrarromantische und antisemitische Ansatz der DNVP, die antidemokratische und monarchistische Sichtweise der DVP am Anfang der Republik oder Erklärungsansätze dazu, warum Neumünster noch 1921 die sozialdemokratische Hochburg reichsweit (!) darstellte.³

Die größte Schwäche stellt der tabellarische Anhang der Wahlergebnisse dar. Abgesehen davon, dass stillschweigend von abgegebenen gültigen Stimmen ausgegangen wird, fehlen zusammenfassend die sonstigen Parteien in allen (!) Tabellen, und es gibt keine einzige Quellenangabe. Ein oberflächlicher Vergleich mit den einschlägigen Veröffentlichungen stimmt den Rezensenten ob der Abweichungen etwas ratlos und lässt ihn vermuten, dass es sich um Zeitungsquellen handelt. Da mit der *Statistik des Deutschen Reichs* eine zentrale Quelle vorhanden ist, die für Neumünster – mit Ausnahme von 1919 – immer die Ergebnisse abbildet, sind einige der Lücken in den Tabellen zu monie-

ren (Reichstagswahl 1921, Reichstagswahl Mai 1924), ebenso das Fehlen von Angaben zum Wahlergebnis in Preußen als Vergleichsmaßstab für das abgedruckte Provinzerggebnis und das fehlende Neumünster-Ergebnis, während es an anderer Stelle tatsächlich nicht überrascht (Provinziallandtagswahl 1921). Auch bleibt unklar, ob im Stadtarchiv Quellen zu den Wahlen zu finden sind, die über Zeitungsquellen hinausgehen. Warum der Autor beim Abdruck der Ergebnisse der städtischen Wahllokale 1930 lediglich fünf Parteien angibt, wird weder erläutert noch problematisiert.

Mit „Bauern, Bomben, Bonzen“ greift Heggen im nächsten Kapitel die Ereignisse um die Landvolkbewegung sowie einen der beiden Prozesse in Neumünster auf. Im Gegensatz zu den vorherigen Kapiteln ordnet er an dieser Stelle die Ereignisse ausführlicher ein, so dass die folgenden 16 Seiten, die fast nur aus Quellennachdrucken und Fotos bestehen, verständlich werden. Durch den fehlenden Bezug zum neueren Forschungsstand – die Arbeit von Nils Werner zu den Landvolkprozessen wird nicht herangezogen⁴ – leidet aber auch hier die Qualität deutlich.

2. Peter Wulf, „Jüdische Weltherrschaftspläne“ Antisemitismus in bürgerlichen und bäuerlichen Parteien und Verbänden in Schleswig-Holstein zu Beginn der Weimarer Republik. In: *ZSHG*, Bd. 128, Neumünster 2003, S. 149-183.

3. Jürgen Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann, *Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919-1933*. München 1986.

4. Nils Werner: *Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929/32*. Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik. Frankfurt am Main 2001 (insb. S. 100ff. und S. 122ff.).

Auch im Kapitel „Politische Unruhen 1930–1932“ sind Schwächen zu finden. Etwa wenn auf die Ermordung des Nationalsozialisten Martin Martens im November 1931 ausführlich anhand von Zeitungsquellen eingegangen, doch weder im Text noch Fußnoten deutlich wird, ob die entsprechenden Gerichtsakten überhaupt noch vorhanden sind, gesucht wurden oder nicht mehr existieren (S. 73ff.). Ärgerlich ist auch ein Lapsus in Fußnote 44 („der Hamburger Gauleiter Lohse aus Altona“, S. 230) oder das Fehlen einer Quellenangabe zu einem Brief eines Polizeimeisters (S. 85).

Die Erforschung und Einordnung von Verfolgung und Widerstand in Neumünster steckt noch in den Anfängen, so dass Heggen hier lediglich (un-)bekanntere Einzelfälle aneinanderreihet, wobei wiederum eine Einführung in den nachfolgenden Text fehlt. Ansätze dazu finden sich später auf Seite 86, doch steht so alles mehr oder weniger unzusammenhängend hintereinander.

Beim Kapitel zu den antisemitischen Aktionen 1933 fällt auf, dass Heggen nicht auf den Kenntnisstand aus *Menora und Hakenkreuz* bzw. *Matrosenanzug und Davidstern* eingeht und den Aufsatz von Carsten Obst zur jüdischen Bevölkerung Neumünsters und deren Kultur⁵

ignoriert (S. 99ff.). Unverständlich ist auch, dass der Autor nichts zum Hintergrund des Boykotts sagt und damit die Ereignisse für unwissende Leser kaum richtig einzuordnen sind.

Wie wichtig Kenntnisse zum Forschungsstand sind, zeigt sich im Kapitel zur Ermordung des KPD-Funktionärs Rudolf Timm (ein Nachdruck von 2002): Heggen macht am Ende den „Projektvorschlag“ zur Erforschung des später ebenfalls in Neumünster ermordeten Christian Heuck, wobei die Zusammenhänge doch eigentlich abschließend geklärt sein sollten und veröffentlicht sind (vgl. Reimer Möller in *ISHZ* 41/42, S. 154-164). Außerdem legt sich der Autor die Anonymisierung des Haupttäters, dem Leiter der Polizei, Hinrich Möller, auf, um gleichzeitig aber in einer Fußnote auf das Buch von Stephan Linck zu verweisen, wo der „Klarname“ genannt wird.⁶ Das ist inkonsequenter und unangebrachter Täterschutz (Fußnote 5, S. 230).

Problematischer ist die Darstellung Heggens zum „Polizeibataillon 106“, das sich hauptsächlich aus Neumünster und Kiel rekrutierte. Hier bleibt die einschlägige Literatur unberücksichtigt (S. 112ff.), seien es die Forschungsergebnisse von Stephan Linck zur Polizeigeschichte in Schleswig-Holstein oder

von Stefan Klemp.⁷ Außerdem sollten Termini wie „Polenfeldzug“ und „Russlandfeldzug“ heute eigentlich nicht mehr vorkommen, und der Rückgriff auf die Publikation von Huck/Neufeldt/Tessin aus dem Jahr 1957 ist angesichts von deren teils apologetischen Formulierungen unglücklich zu nennen.

Im Anschluss folgenden die Aufsätze der drei anderen Autoren: Klaus Tidow weicht beim Thema Zwangsarbeit in Neumünster dabei insofern von den vorherigen Kapiteln ab, als dass er leider auf Fußnoten verzichtet und dafür in Klammer gesetzte Quellen- und Literaturhinweise verwendet, was die Lesbarkeit beeinträchtigt. Nach einer kurzen Einführung ins Thema, der Einordnung der Wirtschaftsstruktur der Betriebe sowie zur Herkunft der Zwangsarbeiter reiht Tidow die verschiedenen Erkenntnisse über die Lager in der Stadt hintereinander. Es folgen Abschnitte, in denen die Lebens- und Arbeitsbedingungen, die Überwachung oder auch Ernährungslage thematisiert werden. All dies eher kurz und zum Teil nur durch Quellennachdruck unterfüttert. Tidow schließt mit einer Literatur- und Quellenliste des Stadtarchivs sowie einer tabellarischen Übersicht der Lager in Neumünster. Auch bei ihm fehlt im Text die qualitative Einordnung in den schleswig-holsteinischen und überregionalen Forschungsstand, doch

zumindest wird ein Teil der Literatur genannt.

Der Aufsatz von Jürgen Zähle soll die Holstenschule thematisieren, wobei der Autor in der Überschrift die Bildungs- und Lehrpläne in den Vordergrund stellt. Allgemeines über das Schulwesen in Kaiserzeit, Weimar und Nationalsozialismus stehen vor Quellennachdrucken, wobei diese jeweils kursiv stehen. Dieses Grundprinzip durchbricht der Autor allerdings mehrfach (insb. S. 163f., S. 168), und dem Leser fällt es deshalb an einigen Stellen schwer, Zitate von der Meinung bzw. Bewertung des Autors resp. die Position der zitierten Literatur klar zu unterscheiden. Die Bezüge zur Holstenschule bleiben in der Regel allgemein, und erst nach knapp 20 Seiten folgen neun weitere, die zumindest Erinnerungen an den nationalsozialistischen Schulleiter darstellen. Das Grundproblem (Lehrpläne als Vorgabe und die tatsächliche Praxis in der Schule) löst dies aber nicht und wird lediglich indirekt thematisiert (vgl. dazu die grundlegende Kritik zu einer solchen Vorgehensweise bei Bettina Goldberg in *ISHZ* 41/42, S. 27).

Dagegen macht der Aufsatz von Franz Großkettler zur „Alltagsbewältigung in den ersten Nachkriegsjahren“ einen in sich geschlosseneren Eindruck als alle anderen Beiträge. Durch den Fokus auf den All-

5. Carsten Obst, „...muß wegen seiner jüdischen Abstammung die Gilde verlassen“. Judenverfolgung in Neumünster. In: Gerhard Paul/Miriam Gillis-Carlebach (Hg.), *Menora und Hakenkreuz*. Neumünster 1998, S. 345-352.

6. Stephan Linck, *Der Ordnung verpflichtet: Deutsche Polizei 1933–1949. Der Fall Flensburg*. Paderborn 2000, S. 71 und S. 116-122.

7. Stefan Klemp, „Nicht ermittelt!“ *Polizeibataillone und die Nachkriegsjustiz*. Ein Handbuch. Essen 2005.

tag und manche Bewertung (sei es die Westverschiebung Polens, ohne deren Gebietsverluste im Osten zu benennen; sei es die Verwendung des Begriffes „Fremdarbeiter“ ohne Anführungszeichen; sei es die stillschweigende Voraussetzung, dass alle Leser wissen, wer Hans Böckler war), dem Andeuten von Konflikten zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den Flüchtlingen, ohne diesen Aspekt zu vertiefen bzw. dies nur eher indirekt durch Quellennachdrucke zu tun.

Der Teil zur Entnazifizierung benennt zwar die Zahlen für Neumünster, ordnet diese aber nicht ein. Auch die implizierte Kritik des Autors an ihrem Scheitern (S. 218) vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, dass er selbst weder mögliche Belastete und Täter aus der Neumünsteraner Stadtgeschichte nennt noch im abschließenden Beispiel des Schriftleiters des *Holsteinischen Couriers* klar macht, ob der dort genannte Paul S. zu Recht oder zu Unrecht so entnazifiziert wurde wie dort beschrieben (S. 220ff.).⁸

Gut getan hätte dem Buch eine gemeinsame Literaturliste, doch so liefert nur Tidow für seinen Aufsatz eine, und die anderen Autoren „verstecken“ ihre Literaturnachweise in den Fußnoten. Dass ein Personen- und ein sehr kleines Sachregister erstellt wurde, ist hilfreich und bei einem solchen Projekt nicht selbstverständlich.

Hinsichtlich der Forschungslage ist Neumünster ein eher blinder Fleck auf der Geschichtslandkarte Schleswig-Holsteins. Alfred Heggen und seinen Mitstreitern ist zu verdanken, dass sich dies verändern könnte. Doch auch für Lokalgeschichtsforschende bleibt die Notwendigkeit, sowohl die wichtigste Literatur Schleswig-Holsteins zu kennen als auch ihren Forschungsgegenstand in überregionale Erkenntnisse einordnen zu können.

Der Band macht den Rezensenten insgesamt etwas ratlos: Warum reihen die Autoren Aspekte aneinander und stellen ihnen keine kurze geschlossene Einführung voraus? Warum werden selbst kurze Quellentexte vorher nicht angemessen eingeordnet? Warum gibt es keine Einheitlichkeit bei den Anmerkungen? Wozu dienen Projektvorschläge, wenn der Forschungsstand bereits weiter ist als angedeutet?

Alles in allem scheint der Band eine Art Zettelkasten darzustellen, den man der Öffentlichkeit nun endlich einmal präsentieren wollte. Der Sache ist dadurch meines Erachtens aber nicht gedient worden, und dem Wachholtz-Verlag muss deutlich gesagt werden, dass dem Buch ein qualitatives Lektorat gut getan hätte. Nichtsdestotrotz muss man die Publikation gelesen haben, denn es gibt einfach zu wenig Informationen zur Neumünsteraner Stadtgeschichte. **Frank Omland**

NS-Opfer auf Besuch

Die Anfang des Jahrtausends gegründete Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ zahlte 4,3 Mrd. Euro an ca. 1,6 Mio. ehemalige Zwangsarbeiter¹ als Entschädigung. Seitdem betrachtet es die Stiftung als eine wesentliche Aufgabe, Besuchsprogramme für NS-Opfer vor allem finanziell zu unterstützen. So konnten zwischen 2002 und 2005 etwa 2.400 ehemalige Zwangsarbeiter nach Deutschland eingeladen werden, dank 2,6 Mio. Euro Beihilfe.

Es gibt derzeit keinen zusammenfassenden Überblick über Besuchsprogramme für NS-Opfer in Deutschland. Kräutlers Buch erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, will aber einen ersten Gesamtüberblick geben, auch über die Entstehung und Entwicklung von städtischen und kommunalen Besuchsprogrammen. Grundlage ist eine 2005 durchgeführte Umfrage. Von den 700 angeschriebenen Städten und Gemeinden antwortete etwas mehr als die Hälfte.

Im Buch werden über zwei Hauptkapitel zwei Gruppen unterschieden: Jüdische Emigranten und Überlebende der Verfolgung bilden die eine, Ex-Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene die andere Gruppe. Die einzelnen Unterkapitel behandeln die Gründung von Besuchsprogrammen, deren



Anja Kräutler, „Dieselbe Stadt – und doch eine ganz andere“. Kommunale und bürgerschaftliche Besuchsprogramme für ehemalige Zwangsarbeiter und andere Opfer nationalsozialistischen Unrechts. Berlin: Fonds „Erinnerung und Zukunft“ 2006. 128 S.

Vorbereitung, Umfang und Verlauf sowie deren Auswirkungen. Im Anhang finden sich – für beide Opfergruppen getrennt – spärliche, aber detaillierte Hinweise auf Literatur, Film- und Audiodokumente sowie Internetseiten zur Thematik.

Unterschieden werden kommunale und sogenannte bürgerschaftliche Veranstaltungen, also Besuchsprogramme, die von Privatinitiativen, Arbeitskreisen, Geschichtswerkstätten und dergleichen organisiert werden. Deren Leistung

1. Es wird in diesem Beitrag aus Lesbarkeitsgründen generell die männliche Pluralform gewählt, gemeint sind immer Männer und Frauen.

8. vgl. dazu Markus Oddey, *Unter Druck gesetzt. Presse und Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein*. Eutin 2005.

wird vor allem bei Betrachtung von Besuchen von Ex-Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und ehemaligen KZ-Insassen hervorgehoben. Generell erkennt die Autorin an, dass auch die kommunalen Programme – worauf der Schwerpunkt liegt – ohne Unterstützung dieser Privatinitiativen nicht denkbar sind.

Anlass für Besuche bilden häufig prägnante Jahrestage wie z.B. der 9. November (Pogrom 1938), der 8. Mai (Kriegsende 1945) oder der 27. Januar (Befreiung des Lagers Auschwitz 1945), aber auch der Fernsehfilm „Holocaust“ oder die öffentliche Diskussion um Entschädigung von Zwangsarbeitern führten zu steigenden Interessen und Einladungen an Betroffene, deren Besucherhöchststand zwischen 2000 und 2003 lag. Inzwischen sind die Zahlen generell rückläufig. Das liegt natürlich nicht nur an nachlassendem Interesse der Öffentlichkeit, sondern auch am Tod bzw. dem hohen Alter der Opfer, das eine Reise nach Deutschland zu beschwerlich macht. Einige Initiativen gehen mittlerweile dazu über, die Betroffenen an ihrem Heimatort aufzusuchen. Interessant ist, dass sich bei Opfern der Shoa das Besuchsinteresse mittlerweile auch auf die zweite und gar dritte Generation überträgt, was bei den Zwangsarbeitern nicht der Fall ist.

Die erste große jüdische Besuchergruppe kam 1969 mit 126 Gäs-

ten nach Berlin. Seitdem sollen 33.000 Besucher alleine in der Hauptstadt gewesen sein. Bis heute zählte die Autorin über 300 Städte, die solche Veranstaltungen durchgeführt haben. Schleswig-Holstein erfährt hier seine einzige Erwähnung im Buch mit Besuchsprogrammen für über 200 jüdische Personen in den Jahren 1986 bis 1992.

An dieser Stelle, wie auch in den Kapiteln über Ex-Zwangsarbeiter, werden einzelne Beispiele scheinbar wahllos aneinandergereiht, wobei lediglich der Fettdruck der Städtenamen die Unübersichtlichkeit mildert. Hier wünscht man sich zumindest ein Ortsregister im Anhang, um etwas Übersicht zu bekommen.² Denkbar wäre zusätzlich eine tabellarische Aufstellung über Eckpunkte der Besuche (Dauer, Besucheranzahl, finanzielle Unterstützung, Art und Umfang der Betreuung usw.), deren Programmpunkte meist ähnliche Muster aufweisen.

Die Stärken dieser Schrift liegen im Festhalten einzelner Details. So wurden die jüdischen Besucher im saarländischen Merzig nicht in Hotels, sondern privat untergebracht, was sehr positiv aufgenommen wurde. In Marl (Ruhrgebiet) hat die Kommune 1991 zusammen mit dem betroffenen Betrieb, der Hüls AG, polnische Zwangsarbeiter eingeladen – eine der wenigen Ausnahmen, bei der sich ein Betrieb direkt mit den Opfern seiner Zwangs-

arbeit auseinandersetzt. Die Stadt Köln führt jährlich das deutschlandweit umfangreichste Besuchsprogramm für ehemalige Zwangsarbeiter durch. Hier wurde auch ein Leitfaden für andere Kommunen erarbeitet.

Der besondere Einsatz von fünf Betrieben, die früher Zwangsarbeiter beschäftigten, wird in einem gesonderten Kapitel behandelt. Volkswagen unterhält die einzige werkeigene Erinnerungs- und Dokumentationsstätte zur Zwangsarbeit.

Die Diskussion mit Jugendlichen wird von den Opfern des NS-Regimes als ein ganz wichtiger Bestandteil der Besuchsprogramme angesehen, wohingegen Diskussionen mit Deutschen der Kriegsgeneration als schwierig empfunden werden. In diesem Zusammenhang überrascht die Vielzahl und Vielfalt der Aktivitäten von Schulprojekten und Initiativen, die von Korrespondenzen und Archivarbeiten über Ausstellungen, Benefizveranstaltungen und Errichtung von Mahnorten bis hin zu Video- und Audiodokumentationen reichen.

Schleswig-Holstein erfährt keinerlei Erwähnung bei der Behandlung von Besuchsprogrammen für ehemalige Zwangsarbeiter. Sind wirklich niemals von irgendeiner Kommune dieses Bundeslandes seit Kriegsende Besuchsprogramme für NS-Opfer durchgeführt wor-

den? Hinlänglich bekannt sind die Besuchsprogramme der (Kirchen-) Gemeinden Ladelund und Putten (Niederlande) seit den 60-er Jahren.³ Als Initiative sei die Heinrich-Böll-Stiftung Kiel erwähnt. Sie führt bis heute regelmäßig Besuchsprogramme für polnische und russische Ex-Zwangsarbeiter durch. Viele Einladungen nach Schleswig-Holstein sind aber auch auf rein private Initiative oder das Engagement einzelner Kreistagsabgeordneter (z.B. Friedrichstadt, siehe *ISHZ* 43, *Prespiegel* S. 153) zurückzuführen.

Nicht nur wegen des Fehlens irgendeiner Erwähnung des nördlichsten Bundeslandes, sondern gerade wegen o.g. Schwächen stellt sich die Frage nach der Erfüllung des Anspruchs der Autorin, einen ersten Gesamtüberblick über Besuchsprogramme in Deutschland zu geben. Hierzu erscheint das Buch zu unausgereift in seiner Struktur und zu unvollkommen in der Datenerfassung und -verarbeitung.

Wer sich intensiver mit Besuchsprogrammen beschäftigen möchte, dem sei die Publikation trotzdem empfohlen, enthält sie doch viele Beispiele und auch so manchen praktischen Hinweis. Die sensible Sichtweise der Autorin deutet notwendiges Feingefühl im Umgang mit Opfern des Faschismus an – eine absolute Notwendigkeit. **Peter Meyer-Strüv**

3. In Ladelund unterhielten die Nazis Ende 1944 ein Außenlager des KZ Neuengamme, in dem sehr viele Niederländer aus Putten umgebracht wurden. Heute befinden sich in Ladelund Gedenkstätte und Dauerausstellung.

2. Alleine vom Umfang der erwähnten Städte und Gemeinden her scheinen auch nicht alle bei der 2005 durchgeführten Umfrage erhaltenen Antworten verarbeitet zu sein.

Forschungslücke geschlossen

Mit der anzuzeigenden Arbeit von Friederike Littmann, hervorgegangen aus einer Dissertation an der Universität Hamburg 2003, dürfte vorläufig eine der letzten großen Lücken in der historischen Aufarbeitung der NS-Zwangsarbeit im nord(west)deutschen Raum geschlossen worden sein.

Die Eckdaten lassen die Dimensionen erahnen: Auf 400.000 bis 500.000 Personen schätzten später ehemalige Gestapomitarbeiter die Gesamtzahl ausländischer Arbeitskräfte während des Zweiten Weltkriegs in Hamburg (S. 545). Die Fluktuation muss erheblich gewesen sein; in der zweiten Kriegshälfte waren zu einzelnen Stichdaten jeweils 70.000 bis 90.000 Zwangsarbeiter in Hamburg registriert. Über 1.000 Lager existierten damals im Stadtgebiet, mehr als 1.000 Betriebe konnten als Arbeitsorte namhaft gemacht werden, hinzu kamen zahlreiche Handwerksbetriebe, Privathaushalte und landwirtschaftliche Betriebe.

Die Zahl der Untersuchungen zur Zwangsarbeit 1939–1945 ist mittlerweile kaum noch zu überblicken. Das Buch versteht sich in diesem Forschungskontext als Regionalstudie, die die vorliegenden Ergebnisse für den Stadtstaat Hamburg zusammenführt und in vielen Facetten noch ergänzen kann. Überzeugend kann die Verfasserin dabei das immer noch zählbeige



Friederike Littmann, *Ausländische Zwangsarbeiter in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939–1945* (=Forum Zeitgeschichte 16, hg. v. d. Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg). Hamburg: Verlag Dölling und Galitz 2006. 678 S.

Zwangsarbeit in der Hamburger Kriegswirtschaft 1939–1945. Wegweiser zu Lagerstandorten und Einsatzstätten ausländischer Zwangsarbeitskräfte basierend auf einer Datenbank von Friederike Littman. CD-ROM, hg. v. d. Landeszentrale für Politische Bildung Hamburg / Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V. / KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg 2007.

Topos vom vermeintlich liberalen „Sonderweg“ der Hansestadt bzw. ihres Wirtschaftsbürgertums während der NS-Herrschaft als haltlose „Schutzbehauptung“ zurückweisen

(S. 24). Dies konnte angesichts großer Überlieferungsverluste – etwa aus dem Bereich der Hamburger Stapo-Stelle, des Landesarbeitsamtes oder der AOK – nur über eine eindrucksvolle ausgedehnte Archivrecherche gelingen. Neben den zahllosen verstreuten Hinweisen in der unvollständigen Überlieferung von Stadt (Lagerbücher existieren z. B. nicht mehr), Staat und Parteiinstanzen wertete Littmann auch zeitgenössische Krankenhausunterlagen und Prozessakten der Kriegs- und Nachkriegszeit aus; als besonders wertvoll erwiesen sich die historischen Unterlagen im Archiv der Handelskammer und in den Betriebsarchiven der Werft Blohm & Voss und der Reederei Hapag-Lloyd, zumal die damaligen Leiter dieser beiden Unternehmen zu den führenden Hamburger Industrielten gehörten (S. 26).

Die Entscheidungsprozesse zwischen den maßgeblichen Instanzen aus Behörden, Wirtschaft, Militär und Partei konnten daher im Hinblick auf den „Arbeitseinsatz“ für die gesamte Kriegszeit minutiös rekonstruiert werden. Um die lückenhaften Angaben zur Alltagsrealität der Zwangsarbeiter ergänzen zu können, flossen zusätzlich Angaben von 120 ehemaligen Zwangsarbeitenden in die Arbeit ein, die der Verfasserin im Rahmen einer Fragebogenaktion geantwortet hatten, sowie eine Reihe weiterführender Interviews mit diesen Zeitzeugen. Ehemalige „Ostarbeiter“ waren al-

lerdings – obgleich sie auch in Hamburg die größte Zwangsarbeitergruppe bildeten – nicht unter den Befragten.

Deutlich wird in der Arbeit, dass Wirtschaftsvertreter die Entscheidungsprozesse nicht nur wesentlich mitbestimmten, sondern dass sie mit der Hamburger Gauwirtschaftskammer ab der zweiten Jahreshälfte 1943 im Rahmen des neugeschaffenen Systems der bezirksweise gegliederten „Industrieblocks“ (diese unterstanden jeweils Blockleitern, die aus Vertretern der Hamburger Wirtschaftselite ernannt worden waren) auch offiziell in die Wirtschaftslenkung und in die Verwaltung des „Arbeitseinsatzes“ eingebunden waren.

Die „Industrieblocks“ sollten als dezentrale Steuerungselemente nach den verheerenden Zerstörungen durch die „Operation Gomorrha“ wirksame Voraussetzungen für Wiederaufbau und Weiterführung der Rüstungsproduktion schaffen (S. 403ff.). Zuvor waren der Gauwirtschaftskammer schon 1942 hoheitliche Aufgaben im Bereich der Wirtschaftslenkung übertragen worden (S. 295).

Wie in anderen Großstädten lief die Heranziehung ausländischer Arbeitskräfte in den ersten beiden Kriegsjahren zunächst zögerlich an, aus Sicherheitsbedenken und im Bestreben der Kammer und der Betriebe, die Stammebelegschaften mit ihren Facharbeitern zu sichern und die Stilllegung kleinerer Betriebe

be zu vermeiden (S. 115). Eigenmächtige Werbungen im Ausland und das „Wegengagieren“ (Abwerben) von „Fremdarbeitern“ erfolgten trotz gesetzlicher Verbote aber bereits in dieser Zeit.

Seit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion wurden Betriebe aber im großen Maßstab auch von sich aus initiativ, um ausländische Arbeitskräfte zu erlangen (S. 137-145). Ein prinzipieller Gegensatz der Privatwirtschaft zu den rassistischen und repressiven Grundlinien der NS-Zwangsarbeitspolitik bestand auch in Hamburg zu keinem Zeitpunkt des Krieges. Littmann weist dies u. a. am Beispiel von Blohm & Voss nach. Auf Bestreben der Werften und der Gauwirtschaftskammer wurde der „Ostarbeiter“-Einsatz ab 1942 im Hamburger Hafen gewissermaßen im Feldversuch erprobt, in dem sowjetische Zwangsarbeiter im „Schuppen 43“ abgeschottet von der Außenwelt arbeiten mussten; Arbeits- und Lebensbedingungen waren schon hier ebenso katastrophal wie bald überall sonst auch, Flucht- und Krankenzahlen stiegen rasch in die Höhe (S. 339-345).

Auch am Einsatz von KZ-Häftlingen aus Neuengamme, zu Kriegsende das letzte noch abschöpfbare Arbeitskräftereservoir, waren verschiedene Werften ab Herbst 1944 beteiligt, wiederum ohne dass diese ihre durchaus vorhandenen Handlungsspielräume zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingun-

gen der Häftlinge nutzten (S. 594-605). Zu diesem Zeitpunkt begannen Hamburger Unternehmer allerdings – wie auch der Gauleiter Kaufmann selbst – ihr Verhalten angesichts der absehbaren militärischen Niederlage bereits auf die Nachkriegszeit hin auszurichten, um die Umstellung auf eine Friedensproduktion vorzubereiten und künftige Schuldzuweisungen abzuwälzen. Der Versuch, dazu alle ca. 75.000 Zwangsarbeiter im Frühjahr 1945 aus der Stadt abzutransportieren, scheiterte jedoch am Mangel an Logistik und Bewachungspersonal.

Um die Entscheidungsprozesse und das letztlich planlose, bloß situativ reagierende Handeln von Verwaltung und Wirtschaft aufzeigen zu können, dessen Folgen die Zwangsarbeiter zu tragen hatten, hat die Autorin eine chronologische Darstellung gewählt. Es gab „von Anfang an kein auf Arbeitskrafterhaltung ausgerichtetes Konzept“, bedenkenlos wurden in der ersten Kriegshälfte „Menschen einfach gegen andere aus dem scheinbar unbegrenzten Reservoir an Arbeitskräften ausgetauscht“ (S. 126). Erst kurz vor Schluss musste man sich faktisch das Scheitern der bisherigen, bloß auf Repression und Ausnutzung von Arbeitskraft orientierten Handlungsweise eingestehen; ohne Reserven an Arbeitskräften erwies sich die Auslieferung von Zwangsarbeitern an die Gestapo „sogar betriebswirtschaftlich als kontraproduktiv“ (S. 587); Versu-

che, Leistungssteigerungen durch Zulagen an Naturalien zu erzielen, blieben nun freilich ineffizient.

Eingestreut in die chronologische Schilderung sind Themenblöcke zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Westarbeiter und Polen in der ersten Kriegshälfte, der Rolle der Hamburger Kommunalverwaltung (sowohl als einer der Administratoren als auch als „Arbeitgeber“ im „Ausländereinsatz“) sowie ein 150-seitiger Abschnitt über die Alltagsrealität von Zwangsarbeit.

Hinsichtlich der west- und nord-europäischen sowie der tschechischen Arbeitskräfte unterstreicht Littmann, dass die postulierte „Freiwilligkeit“ ihres Aufenthaltes im Reich auch in der ersten Kriegshälfte aufgrund kriegsbedingter sozialer Notlagen und starkem deutschen Druck auf die Sozialverwaltungen und Betriebe in den besetzten Ländern weitgehend Fiktion gewesen sei (S. 175); allerdings bleibt in der Arbeit ungeklärt, wie die hauptsächlich im Landesarbeitsamtsbezirk „Nordmark“ eingesetzten Dänen größtenteils bereits lange vor Kriegsende wieder aus ihm verschwanden.

Anders als im ländlichen Raum waren polnische Zwangsarbeiter in Hamburg (wie etwa auch in Kiel) relativ gering vertreten (S. 206), ähnlich verhielt es sich mit dem Einsatz von Kriegsgefangenen. Dem großen Kriegsgefangenenlager „Am Überseeheim“ in Hamburg-Veddel ist ein längerer Exkurs gewidmet.

Am Beispiel der Hamburger Gemeindeverwaltung und ihrer Eigenbetriebe zeigt Littmann, dass der Zwangsarbeitseinsatz von Kommunen nicht nur im Rahmen der Übernahme staatlicher Aufgaben (z. B. Trümmerräumung) genutzt wurde, sondern auch für genuin kommunale Aufgaben. Die Behandlung der Zwangsarbeiter unterschied sich hierbei in keiner Weise von der in privaten Betrieben (S. 275ff.).

Eine zentrale Rolle in der städtischen Aufgabenwahrnehmung spielte das „Amt für kriegswichtigen Einsatz“ (Ake), dem nicht nur die Koordinierung und Durchführung des Lagerbaus oblag, sondern das mit der Vermittlung von Arbeitskräften im gesamten Baubereich auch Funktionen des Arbeitsamtes übernahm (S. 229).

Der Abschnitt zur Alltagsrealität geht zunächst auf die Ernährungssituation ein, wobei Littmann nicht nur die grundsätzliche Schlechterstellung der Ausländer gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung herausstreicht, da für erstere Sondervergünstigungen weitgehend entfielen (S. 428), sondern besonders die bedrückende Lage der „Ostarbeiter“ hervorhebt; auch spätere, vorgebliche Erhöhungen ihrer bekanntlich von vornherein bewusst zu gering angesetzten Verpflegungssätze bedeuteten faktisch nur eine Umverteilung zugunsten der kleinen Gruppe der sowjetischen Schwerarbeiter (S. 434).

Breiten Raum nimmt die Untersuchung der ärztlich-medizinischen Versorgungssituation ein, wobei sich die Verfasserin auch hier u. a. auf die polnischen und „Ostarbeiter“ konzentriert. Die Berichte von Überlebenden über ihre Angst, krank zu werden und einem dann drohenden ungewissen Schicksal ausgeliefert zu sein, unterlegt Littmann mit einer Analyse erhaltener Aufnahmelisten aus dem Allgemeinen Krankenhaus (AK) Langenhorn, dem für Hamburg (und offenbar auch für das Umland) eine zentrale Bedeutung für die stationäre „Behandlung“ von ausländischen Zwangsarbeitern zukam.

Die zumeist aus Polen und der Sowjetunion stammenden Patienten wiesen typische Krankheitsbilder auf, die durch Mangelversorgung, körperliche Überlastung und die unhygienischen Zustände in den Lagern hervorgerufen werden; im Wesentlichen werden damit die in der Studie des IZRG von 2001 vorgestellten Ergebnisse bestätigt. Krankenakten selbst fehlen zwar, aber anhand der Listendaten wird für die sowjetischen und polnischen Patienten deutlich, dass viele erst in fortgeschrittenem Krankheitsstadium eingeliefert wurden; auch im medizinischen Bereich wurden sie so Opfer der rassistisch ausdifferenzierten Behandlung der Zwangsarbeiternationalitäten und des NS-Primats der „Einsatzfähigkeit“.

Von den knapp 8.000 Menschen aus Polen und der Sowjetunion,

deren Patientendaten Littmann detaillierter ausgewertet hat, verstarben im AK Langenhorn 426 Menschen. (Insgesamt wurden rund 5.500 Ausländer während des Krieges auf den Hamburger Friedhöfen bestattet, einschließlich der zahlreichen Bombenopfer unter ihnen, S. 402). Ein Großteil der Patienten wurde zwar rasch wieder entlassen, ein wirklicher Heilungseffekt aber ist nach Littmann zu bezweifeln. Die Rückschlüsse, die sie aus den Aufnahmelisten zieht, sind für Leser ohne medizinhistorisches Hintergrundwissen nicht leicht nachvollziehbar, zumal Vergleichsdaten für „Westarbeiter“ oder deutsche Patienten fehlen.

Die unmenschliche Behandlung erkrankter Zwangsarbeiter wird jedoch darin deutlich, dass ein Teil der besonders schwerkranken Patienten (fast ausschließlich Sowjetbürger und Polen, zumeist TBC-Patienten oder solche mit neurologischen/psychiatrischen Erkrankungen, zusammen etwa 100 bis 130 Menschen, S. 470f., 499f.) aus dem AK Langenhorn in verschiedene „Heil-“ bzw. „Pflegeanstalten“ zu meist im norddeutschen Umland abgeschoben wurden, die als Sterbelager oder Orte von „Euthanasie“-Verbrechen belegt sind und wo man sie – wie im Falle Schülldorfs bei Osterrönfeld nachweisbar (S. 475) – ihrem Schicksal überließ, ihren Tod also bewusst in Kauf nahm.

Der gleichen Selektionslogik fielen auch viele Kinder – u. a. Klein-

kinder und Säuglinge – von sowjetischen Zwangsarbeitenden zum Opfer, die in Hamburger „Ausländerkinder-Pflegestätten“ – mindestens zwei sind sicher belegt – vor sich hinvegetierten. Etwa 130 von ihnen starben im AK Langenhorn schon kurz nach ihrer Einlieferung an völliger Entkräftung (S. 492).

Ein dritter Abschnitt thematisiert die Frage nach der Alltagsrealität von Zwangsarbeit im Zusammenhang mit polizeilicher und gerichtlicher Kontrolle und Unterdrückung. Littmann arbeitet hierbei eine ökonomische „Substruktur“ (S. 529) der Ausländer heraus, die sich um bestimmte Kneipen und Restaurants in St. Pauli und anderen Stadtteilen zentrierte und die stark in den schwarzen Markt einbezogen war. Solcher zunehmender Kontrollverlust über die ausländischen Arbeitskräfte ist für viele Großstädte im Reich bekannt, in Hamburg war er zusätzlich bedingt durch die starken Bombenzerstörungen seit Mitte 1943.

Die Verfasserin zeigt, dass aus dieser Situation heraus die Radikalisierung des Gestapo-Terrors gegenüber den Zwangsarbeitern in Hamburg bereits im Sommer 1943 einsetzte, nicht erst wie sonst im Reich im Spätsommer 1944 (S. 553). Tatsächlich kam es – ähnlich wie für Schleswig-Holstein belegt – u. a. ab 1944 zur Bildung von Widerstandsgruppen von Zwangsarbeitern; ein im Oktober 1944 an mehreren Stellen in Hamburg gleichzeitig auf-

flackernder Aufstandsversuch, dessen tatsächliche Dimensionen, Hintergründe und überörtlichen Bezüge vielleicht noch näher auszu-leuchten wären, wurde allerdings binnen weniger Stunden niedergeschlagen (S. 560).

Im Interesse der Leserfreundlichkeit des Buches wäre gelegentlich eine gewisse Straffung oder zumindest eine kapitelweise bzw. abschließende Zusammenfassung der Inhalte zu wünschen gewesen; bei der Fülle von Details, den immer wiederkehrenden Reibereien der beteiligten Institutionen um immer gleiche Diskussionspunkte und der überwiegend der Chronologie folgenden Erzählform ist der Überblick nicht immer leicht zu behalten. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass mit der Arbeit von Littmann nun eine umfassende Darstellung zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit in Hamburg vorliegt, die das Thema von nahezu allen denkbaren Blickwinkeln aus betrachtet und darüber hinaus zahlreiche Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen – auch über das Thema Zwangsarbeit hinaus – bietet.

Aus der Arbeit von Littmann ist schließlich noch ein besonderes zeitgeschichtlich-museumspädagogisches Nebenprodukt entstanden, eine CD-ROM mit einer kartografischen Darstellung aller nachweisbaren Zwangsarbeiterlager im Hamburger Stadtgebiet. Zugrunde liegt ihr eine Datenbank, die Friederike Littmann ursprünglich für die

Nachweisbeschaffung für ehemalige Zwangsarbeiter entwickelt hat. Grafisch zurückhaltend und zugleich sehr ansprechend gestaltet, bietet sich dem Nutzer eine Stadtkarte des heutigen Hamburgs (vgl. S. 132), in der sämtliche lokalisierbaren Lager, unterteilt in die verschiedenen Lagerkategorien (Firmenlager, Gemeinschaftslager, Kgf-Lager/-Kommandos, KZ Neuenгамme und Außenlager, AEL), mit entsprechenden Farbsymbolen eingetragen sind.

Beim Anklicken des jeweiligen Lagersymbols erhält der Nutzer die wichtigsten Daten zum Lager (heutiger/ehemaliger Straßename, Hausnummer, Belegung und Nationalitäten der Zwangsarbeiter, Betriebe, Quellennachweis). Eine Zoomfunktion erleichtert die Kartenlektüre u.a. in den Ballungsbereichen. Über

eine Suchwortfunktion können auch gezielt Lager- oder Betriebsnamen gesucht und die jeweils zugehörigen Betriebe oder Lager ermittelt werden – auch solche, für die der Standort unbekannt ist und die daher auf der Karte nicht erscheinen.

Die Hilfe-Funktion und das beigelegte bebilderte Booklet liefern dazu nicht nur quellenkritische Hinweise, sondern auch eine kurze historische Einführung in das Thema sowie weiterführende Literaturtips und Internetlinks. Insgesamt also eine rundum gelungene Visualisierung zum Thema!

Die CD-ROM ist bei der Landeszentrale für politische Bildung (<http://fhh.hamburg.de/stadt/Aktuell/weitere-einrichtungen/landeszentrale-fuer-politische-bildung/kontakt/laden/start.html>) kostenlos zu beziehen.

Jan Klußmann

Erster Einstieg – mit Schwächen

In den letzten 20 Jahren ist die Geschichte von Widerstand und Verfolgung in Lübeck während des „Dritten Reiches“ intensiv erforscht worden. Bücher und Aufsätze beschäftigen sich vor allem mit der Verfolgung der jüdischen Bürger, aber auch Veröffentlichungen über Themen wie politische Verfolgung und Widerstand, Zwangsarbeit, Verfolgung von Sinti und Roma und Ermordung von Menschen mit geistiger und körperlicher Behinderung

sind in größerer Zahl erschienen.

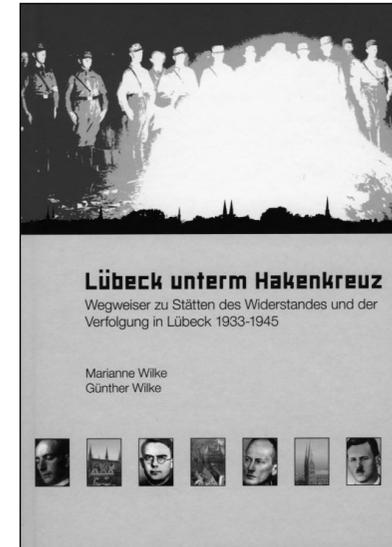
Das hier vorgestellte, von der VVN Schleswig-Holstein herausgegeben Buch ist in seinem Untertitel „Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung“ etwas irreführend. Zwar werden Fotos von allen in Lübeck vorhandenen Gedenktafeln und -stätten abgebildet, aber im Grunde genommen handelt es sich um eine Zusammenfassung der bisher vorgelegten Forschungsergebnisse. Das ist eine

durchaus verdienstvolle Arbeit, gibt das Werk doch einen Überblick und Einstieg in die Geschichte Lübecks in der NS-Zeit.

Im Einzelnen wird kurz die Vorgeschichte des „Dritten Reiches“ in Lübeck und die Rolle der Lübecker Arbeiterbewegung gestreift, danach behandeln die Autoren den Widerstand und die Verfolgung der Arbeiterbewegung ausführlich. Weiter werden die Bücherverbrennung, die Auseinandersetzung über „entartete Kunst“, Widerstand aus den christlichen Kirchen, die Verfolgung von Juden, Zeugen Jehovas und Sinti und Roma, die Geschichte der Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkrieges und die Bombardierung der drei Häftlingsschiffe „Cap Arcona“, „Thielbeck“ und „Athen“ in der Neustädter Bucht dargestellt. Rolf Schwarz und Harald Jenner befassen sich in kurzen Aufsätzen mit den Themen „Euthanasie“ und „Norwegische Gefangene im Zuchthaus Lauerhof“.

Zum Schluss werden kurze Biografien über Julius Leber und die Familie Bringmann angefügt. Bisher noch nicht veröffentlicht sind drei Biografien bzw. Erinnerungen von Richard Praefke, Waltraud Gildenast und von Jürgen Busak über Hermann Reimann.

Richard Praefke war als Kommunist zwölf Jahre im Zuchthaus und im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert (S. 89-90). Waltraud Gildenast erinnert sich



Marianne und Günther Wilke, Lübeck unterm Hakenkreuz. Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung in Lübeck 1933–1945. Hg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)/Bund der Antifaschisten. Selbstverlag 2006. 124 S.

an ihren Vater Hannes Mesnikoff (S. 91-93), der 1933 die Fahne des „Deutschen Schiffahrtsbundes Lübeck“ versteckte und über die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft rettete. In einem Auszug aus einer Trauerrede vom 30. August 1996 (S. 94-96) erinnert Jürgen Busak an Hermann Reimann und dessen Aktivitäten in der Arbeiterjugend der 20er Jahre, seine Widerstandstätigkeit während des „Dritten Reiches“ und seine Rolle bei der Erforschung von Widerstand und Verfolgung in der Nachkriegszeit.

Den Abschluss des Buches bilden zwei Opferlisten. Die Autoren

haben mit Unterstützung von Frau Prof. Antjekathrin Grassmann, ehemalige Leiterin des Archivs der Hansestadt Lübeck, und der Lübecker Meldestelle eine Totenliste der jüdischen Opfer der Shoa zusammengestellt. Eine solche Liste ist allerdings auch schon vor mehreren Jahren durch Erich Koch, den ehemaligen Mitarbeiter des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig, erstellt worden. Ein Exemplar dieser Liste wurde im November 2001 bei der Eröffnung der Gedenkstätte Bikernieki in Riga durch den damaligen Lübecker Stadtpräsidenten Peter Oertling in einer Metallkassette in den dort aufgestellten Granitstein gelegt. Die zweite Liste mit den Opfern der politischen Verfolgung ist eine verkürzte Wiedergabe der Aufstellung, die der „Arbeitskreis Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“ bereits 1986 veröffentlicht hat.¹

Leider hat sich eine ganze Reihe teils ernster Fehler in das Buch eingeschlichen, die bei einem gründlichen Lektorat sicher zu verhindern gewesen wären. August Klüss wurde nicht im Juni 1933, sondern im Juni 1934 verurteilt (S. 27); die Erich-Mühsam-Gesellschaft hat ihren Sitz seit 1993 und nicht seit ihrer Gründung 1989 im Lübecker Buddenbrookhaus (S. 44); die Fir-

ma DWM befand sich in der Wesloer und nicht in der Wasloer Straße (S. 71); der Direktor des Katharineums und Schwiegervater von Julius Leber hieß nicht Georg Rosendahl, sondern Rosenthal (S. 80).

Weit ärgerlich sind allerdings inhaltliche Fehler, die bei einer sorgfältigeren Recherche nicht gemacht worden wären. In der Pressemitteilung, die zur Buchvorstellung am 10. November 2006 im DGB-Haus Lübeck erschien, teilten die Autoren mit, dass sie drei Jahre lang für das Buch in Lübeck recherchiert hätten. Allerdings haben sie keinen Kontakt gehabt zu den Museen Kulturforum Burgkloster und Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk, die sich beide als städtische Einrichtungen seit vielen Jahren mit diesen Themen befassen. Auch andere Forscher können sich an eine Verbindung mit den Autoren nicht erinnern.

Und so lässt sich die Reihe der Fehler fortsetzen: Benjamin Gruszka wurde nicht, wie auf Seite 62 zu lesen ist, im Warschauer Ghetto geboren, sondern Mitte der 20er Jahre. Er war Überlebender des Ghettos. Sonst wäre er sicher 1947 noch nicht in der Lage gewesen, den „Exodusflüchtlingen“ in Lübeck zu helfen.

Der Sozialdemokrat und Reichsbannermann Karl Kaehding wurde

nicht „wegen seiner Beteiligung an den Auseinandersetzungen beim Überfall von SA-Leuten auf Julius Leber am 31. Juli 1932“ (S. 40) zum Tode verurteilt. Der Überfall auf Julius Leber fand am späten Abend des 31. Januar 1933 statt. Am Vorabend der Reichstagswahl am 31. Juli 1932 war die politische Stimmung in der Stadt sehr aufgeheizt. Karl Kaehding und Johannes Fick, ebenfalls Sozialdemokrat und Reichsbannermann, waren an diesem Abend in verschiedenen Versammlungslokalen des Reichsbanners und besuchten danach noch eine weitere Kneipe in der Hundestraße. Hier gerieten sie in eine Auseinandersetzung mit dem SA-Mann Willi Meinen, der gerade seinen Geburtstag feierte. Nach dem Verlassen der Kneipe setzen sich die Handgreiflichkeiten auf der Straße fort; Meinen wurde erstochen.

Kaehding und Fick wurden am 30. Juni 1933, ein Jahr nach der Tat, verhaftet und in einem von den Nationalsozialisten inszenierten Schauprozess wegen Mordes zum Tode verurteilt. Karl Kaehding erhängte sich einige Stunden nach der Urteilsverkündung, Johannes Fick wurde am 8. März 1934 im Hof des Burgklosters mit dem Fallbeil hingerichtet.²

So gut wie gar nichts stimmte an dem Absatz über Edmund Fülischer

auf S. 38 – außer dem Namen und dem Grund für seine Verurteilung (Widerstandstätigkeit für die Revolutionäre Arbeiterjugend). Edmund Fülischer stammt aus Lübeck, nicht aus Bad Schwartau. Er war nicht – wie hier dargestellt – über ein Jahr in den Prügelzellen der Gestapo im Keller des Zeughauses inhaftiert, sondern in Untersuchungshaft im Marstallgefängnis am Burgtor. Nach seiner Verurteilung durch den Volksgerichtshof im Dezember 1936 zu 15 Jahren Zuchthaus wurde er nicht in ein KZ überstellt, sondern saß seine Haftstrafe im Zuchthaus Bremen-Oslebshausen ab, seit dem Frühjahr 1944 in einer Außenstelle des Zuchthaus Waldheim in der Nähe von Leipzig. Von dort gelang ihm Anfang April 1945 die Flucht. Diese Informationen hätten die Autoren sich aus der Literatur³ besorgen können, aber auch aus dem Industriemuseum Geschichtswerkstatt Herrenwyk. Dieses übernahm 1993 das Archiv des „Arbeitskreises Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“, in dem sich u.a. umfangreiche Zeitzeugeninterviews mit Edmund Fülischer befinden (vgl. auch S. 92ff).

Auch die Liste der Schoa-Opfer enthält vermeidbare Fehler: Esther Bähr, geborene Daicz, wurde von Hamburg nach Minsk und nicht nach Riga deportiert. Siegfried Fisch,

1. Werner Petrowsky/Arbeitskreis „Geschichte der Lübecker Arbeiterbewegung“; Lübeck – eine andere Geschichte. Einblicke in Widerstand und Verfolgung in Lübeck 1933–1945. Sowie: Alternativer Stadtführer zu den Stätten der Lübecker Arbeiterbewegung, des Widerstandes und der nationalsozialistischen Verfolgung. Hg. vom Zentrum Jugendamt der Hansestadt Lübeck. Lübeck 1986, S. 175–184.

2. Elke Imberger, Widerstand ‚von unten‘. Widerstand und Dissens aus den Reihen der Arbeiterbewegung und der Zeugen Jehovas in Lübeck und Schleswig-Holstein 1933–1945. Neumünster 1991, S. 87.

3. vgl. Petrowski und Imberger.

Nathalie Heimann, Kurt Kendziorek und dessen beide Töchter überlebten Riga. Berta Lexandrowitz wurde nicht nach Riga, sondern von Neuendorf im Sande aus ins Warschauer Ghetto deportiert. Auf der Liste fehlen die nach Riga deportierte Dora Lexandrowitz und ihr Bruder, der in Litauen Opfer der Schoa wurde.⁴ Diese Ungenauigkeiten in einer Totenliste sind besonders schmerzlich, da bei der Würdigung von Opfern stets größte Sorgfalt walten sollte – was auch die Berücksichtigung aktueller Litera-

tur und ggf. Gespräche mit anderen Forschern nötig macht.

Das vorgestellte Buch ist ein erster Einstieg und Überblick in die Geschichte von Widerstand und Verfolgung in Lübeck während des „Dritten Reiches“. Die genannten inhaltlichen Fehler mahnen allerdings zu sehr kritischer Lektüre und vorsichtigem Umgang – zitierfähig ist der Band über weite Strecken daher leider nicht. Auch die unpräzise Literaturliste ist vielfach keine wirkliche Hilfe.

Wolfgang Muth

Norfriesische Geschichte auf neuestem Stand

Seit kurzem sind zwei Bücher aus dem Verlag des Nordfriisk Instituts, die vor rund zehn Jahren erstmals erschienen sind, wieder auf dem Markt. Als Neuauflagen sind sie vom Autor Thomas Steensen, dem Direktor des Instituts, umfassend aktualisiert worden. Dabei wurde auch die Bebilderung der Bände überarbeitet.

Das Buch *Im Zeichen einer neuen Zeit* schildert die Veränderungen in der ländlichen Region ab 1800. Der Leser erfährt auf anschauliche Weise, wie sich durch politische Entwicklungen und industrielle Revolution Lebens- und Arbeitsbedingungen rapide wandeln. Steen-

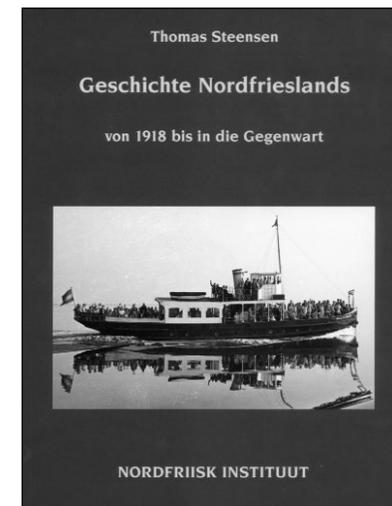
sen schafft den Spagat, mit historischen Hintergrundinformationen und unzähligen Details und Fakten eine spannende Erzählstruktur aufzubauen, die das ländliche Leben sowie die Entwicklung Nordfrieslands anschaulich werden lassen. Ausführlich geht der Autor auch auf die Entwicklung der politischen Parteien und Verbände sowie die Geschichte der ‚friesischen Bewegung‘ ein.

Bekannte Nordfriesen wie Emil Nolde oder Ferdinand Tönnies finden Erwähnung, Noldes frühe Begeisterung für den Nationalsozialismus wird dabei nicht unterschlagen.

Der Band *Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis in die Gegenwart* schafft nahtlos Anschluss an die Ereignisse, die Nordfriesland bewegten. Die Volksabstimmung pro Deutschland oder Dänemark und die Zeit der Weimarer Republik bilden die Kulisse für sehr wechselhafte Verhältnisse. Steensen schildert wiederum kenntnis- und faktenreich die Hintergründe, die letztlich zum Scheitern der Demokratie führen. Der Boden für die Nationalsozialisten ist längst bereitet: Antisemitismus, völkisches Denken sowie Blut-und-Boden-Ideologie gehörten bei den überwiegend rechtsorientierten Parteien zum Programm.

Die Not der Bauern, Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit trugen dazu bei, dass die Nationalsozialisten ab 1932 überragende Wahlergebnisse erzielten. Die Mythologisierung und Heroisierung der ‚rassereinen‘ Friesen taten dabei ein Übriges. Zeitungsberichte über Verhaftungen, zahlreiche Fotos wie über SA-Aufmärsche und Schulfeste unter dem Hakenkreuz in den Dörfern und Gemeinden markieren ebenso wie Todesanzeigen aus den Jahren 1939 bis 1945 diesen dunklen Zeitabschnitt.

Die Einrichtung von Konzentrationslagern in Schwesing und Ladelund bezeichnet der Autor als „grausamsten Abschnitt der Geschichte Nordfrieslands“. Den Mut zum Widerstand brachten wie andernorts nur Wenige auf. ‚Not und Neubeginn‘ verdrängen die



Thomas Steensen, *Im Zeichen einer neuen Zeit*. Nordfriesland 1800–1918. Bredstedt: Nordfriisk Instituut 2006. – Ders., *Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis zur Gegenwart*. Bredstedt: Nordfriisk Instituut 2007. Je 224 S.

braune Vergangenheit in den Köpfen der Menschen. Steensen weist darauf hin, dass ehemalige NS-Grö-

4. Diese Hinweise gab freundlicherweise Heidemarie Kugler-Weimann, vgl. u.a. Heidemarie Kugler-Weimann/Hella Peperkorn (Hg.), „Hoffentlich klappt alles zum Guten...“ Die Briefe der jüdischen Schwestern Bertha und Dora Lexandrowitz (1939–1941). Neumünster 2000.

ßen wie Landrat August Fröbe bald wieder in Amt und Würden kamen. Ein Fall der die gesamte Republik in den 50er Jahren erschütterte: Der SS-Gruppenführer und Höherer SS- und Polizeiführer Wartheland, Heinz Reinefarth, Hauptbeteiligter an der Niederschlagung des Warschauer Aufstands, wurde Landtagsabgeordneter und langjähriger Bürgermeister Westerland.

Der Strukturwandel in den 50er und 60er Jahren, Debatten und

Küstenschutz, Nationalpark und Friesland sind die folgenden Themen des Bandes. Weitere aktuelle Themen wie Kreisreform, Umwelt- und Klimaschutz bearbeitet Steensen mit der ihm eigenen Gründlichkeit.

Fazit: Beide Bände – es handelt sich um Teil 4 und 5 der Geschichte Nordfrieslands – sind ausgesprochen informativ und lesenswert – auch für Nichtfriesen.

Arndt Prenzel

NS-Geschichte als fiktives Konstrukt

Einer der Ersten war wohl Philip Kerr: In *March Violets* (1989) und *The Pale Criminal* (1990) schickt der britische Autor seinen Detektiv Bernie Gunther durch das Berlin der NS-Zeit bis an jene Orte, an denen Geschichte geschrieben wurde. Wie selbstverständlich verkehrt Gunther in der Gestapo-Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße oder beim SD in der Wilhemstraße 102, trifft Arthur Nebe, Reinhard Heydrich, Heinrich Himmler.

Kerrs Kunstgriff – Krimis in der NS-Zeit anzusiedeln – wurde schnell beispielgebend. 1995 legte Greg Iles mit *Black Cross* einen Thriller vor, in dem zwei Agenten sich in ein KZ einschmuggeln, um die Fabrikation von Giftgas zu verhindern – eine Verbindung von Historie und Fiktion in bislang kaum erreichter literarischer Qualität.

Virginia Doyle lässt in *Die schwarze Schlange* (2006) den Polizisten Heinrich Hansen zu Kriegzeiten in Hamburgs Rotlichtmilieu ermitteln, und aktuell schickt Volker Kutscher in *Der nasse Fisch* (2007) Gereon Rath ins Rennen – der erste Fall der Trilogie spielt am Vorabend der NS-Zeit in Berlin.

Und nun Kai Artinger. Eigentlich war sein Kommissar Lüder – bekannt aus *Tod in Worpswede* (2003) und *Novembermorde* (2005) – ja bereits in den Ruhestand gegangen. Ein tiefes Unbehagen gegenüber der Politisierung des Polizeiapparats seit der Machtübernahme und gesundheitliche Gründe veranlassten ihn, bei der Bremer Kripo den Abschied zu nehmen. Doch ist Lüder ein so guter Kriminalist, dass er im Herbst 1940 auf höchsten Befehl hin reaktiviert wird.

Denn der Fall ist pikant: Der Bremer Bürgermeister war mit einer Delegation zum Kunstkauf nach Amsterdam gereist, und dort hatte man ihm ein gefälschtes Bild untergejubelt. Da ist Lüder gerade der richtige, um unauffällig zu recherchieren.

Irgendwie klingt dieser Plot bekannt – und tatsächlich, Artinger verwendet den realen Kunsteinkauf Heinrich Böhmeckers aus dem Herbst 1940 als inhaltliches Element für sein literarisches Konstrukt. Allerdings blendet er schnell von Bremen nach Amsterdam über, fokussiert nicht Böhmecker bzw. natürlich dessen literarisches alter ego Hartbeck oder den in den Niederlanden einflussreichen Cousin Hartbecks, sondern baut ein Szenario aus weitgehend erdachten Figuren auf, mit denen er seine historisch orientierte Fiktion freier entwickeln kann.

Über drei Monate – vom November 1940 bis zum Februar 1941 – entfaltet sich die Handlung. Und Artinger nutzt alle klassischen Elemente, um Spannung zu erzeugen: Auftakt ist der Fund zweier grausam zugerichteter Leichen in einer Transportschute – der eine Tote ist vermutlich der Amsterdamer Kunsthändler Pieter van Zwanenburg. Dessen Witwe, eine geheimnisvolle, bildschöne Blondine, begegnet Lüder kurz darauf in Bremen. Erst als auch sie ihn bittet, mit ihr in die Niederlande zu kommen, um den vermeintlichen Tod ihres Mannes



Kai Artinger, *Die Sphinx von Amsterdam*. Kriminalroman aus Bremen und Amsterdam. Oldenburg: Schardt Verlag 2007. 304 S.

aufzuklären, nimmt der Ex-Polizist den offiziellen Auftrag an.

Szenenwechsel: Angekommen in Amsterdam, bezieht Lüder Quartier im Haus der Zwanenburgs. Die Situation ist unheimlich, dunkle Gestalten lauern auf der Straße, Gestapo-gleich, und der holländische Kommissar Kees Elias von der Amsterdamer Polizei bleibt betont auf Distanz – schließlich halten die Deutschen das Königreich der Niederlande besetzt.

In Amsterdam gerät Lüder immer tiefer in eine komplexe Szenerie: Von Caren van Zwanenburg erfährt er immer mehr über die Rolle ihres verschwundenen Mannes – sie glaubt nicht wirklich, dass der politisch aktive, weltgewandte

Kunstexperte tot ist, denn schließlich hat sie ihn noch nach seinem offiziellen Verschwinden nachts auf der Straße gesehen. Lüders bekommt eine erste Ahnung davon, dass van Zwanenburg sich gegen die Besatzungsmacht engagiert.

Gemeinsam mit Caren van Zwanenburg sucht er in dessen Haus nach Hinweisen für die Gründe seines Verschwindens. Dass das Haus beschattet wird, erhöht die Spannung und deutet noch einmal verstärkt auf politische Hintergründe – die niederländischen Kunstgeschäfte laufen besonders gut, und die Tatsache, dass die Bremer Delegation einem Fälscher aufgesessen ist, legt einmal mehr die Vermutung nahe, dass gezielt versucht wird, auf kriminelle Weise mit Kopien wertvoller Kunstwerke Geld zu machen. In diesem Konstrukt spielen die Zwanenburgs eine mehrdeutige Rolle.

Artinger zieht den Kreis der auftretenden Personen weiter, und der Leser macht auf diese Weise Bekanntschaft mit einer Gruppe von virtuosen Kunstfälschern, deren Handeln eindeutig politisch motiviert ist – in den besetzten Niederlanden laufen sie zunehmend Risiko, dass ihr Tun aufgedeckt wird. Artinger zeichnet diese Personen – Menschen, die bewusst am Rande der Gesellschaft leben und operieren – mit großer Anteilnahme, und generell lässt sein Roman keinen Zweifel, wem in dieser besonderen politisch-historischen Situation die Sympathie des Autors gehört.

Auch das Handwerk des Krimischreibens beherrscht Artinger: Zwielfichtige Personen, Bespitzelung und Einbrüche, geknackte Tresore und Verfolgungsjagden, die unausweichliche Romanze zwischen Lüders und Caren van Zwanenburg schließlich der gewaltsame Tod einiger Widerständler inklusive einer explodierenden Fälscherwerkstatt sowie Szenen des Aufstandes breiter Massen in Amsterdam sichern dem Roman Spannung – da fällt es kaum ins Gewicht, wenn der eine oder andere Dialog manchmal ein wenig trocken wirkt.

Geschickt und mit wenigen Pinselstrichen bringt Artinger die niederländische Zeitgeschichte ein. Das Auftreten und Verhalten der deutschen Ordnungskräfte machen die Unterdrückungssituation deutlich; die Handlung reflektiert zudem den kumulierenden Protest der Amsterdamer Arbeiterschaft.

Artinger geht mit den historisch verbürgten Elementen und Personen ungewohnt behutsam um. Alle diesbezüglichen Szenen – es sind nur wenige – sind faktisch dokumentiert, und er hütet sich davor, die realen Akteure der Geschichte neu zu interpretieren oder in frei erfundenen Szenen handeln zu lassen. Daher reduziert er seine historisch identifizierbaren Handlungsteile auf das, was durch Dokumente belegbar ist. Generell bleiben Passagen rar, die sich auf tatsächliche Ereignisse zurückführen lassen – am lebendigsten ist dabei die Schil-

derung im Zusammenhang mit den politischen Demonstrationen, in der der Autor Hartbecks Sohn in die Konfrontation zwischen Polizei und Arbeitern geraten lässt.

Geschichtliche Ereignisse konstituieren nur wenige Teile des Handlungsgerüsts, stecken aber trotzdem Koordinaten ab, die mit fiktionalen Elementen ausgebaut werden. Die sind zwar werkimmanent schlüssig, könnten aber auch unabhängig von der konkreten historischen Projektionsfläche funktionieren. Artinger verzichtet auf die Freiheit, mittels Fiktionalisierung die Geschichte beliebig als Baukasten zu benutzen und – der Hinweis auf Greg Iles' *Black Cross* sei erlaubt – abenteuerliche Handlungsstränge zu konstruieren. Sein Roman leidet darunter aber keineswegs: Die Fantasie des Autors ist lebhaft genug, innerhalb des gesteckten Rahmens eine spannende und logische Handlung schlüssig sowohl zu entwerfen als auch zu erzählen.

Heinrich Böhmcker und sein Cousin Dr. Hans Böhmcker werden daher nicht zu literarischen Figuren mit neuem Eigenleben. Durch Namensverfremdung distanziert, be-

dient sich Artinger hier zweier Vorbilder, deren Position und Handlungen auch ohne die fantasievolle Ausschmückung dem Roman Kontur und inhaltliche Dimension geben – unter weitgehendem Verzicht auf die Personen an sich.

Artinger führt das Handlungs- und Personengeflecht zu einem spannenden und überraschenden Schluss. Lüder kehrt nach Erledigung seines Auftrags nach Bremen zurück, und zum seinem niederländischen Kommissar Elias ist fast so etwas wie Freundschaft entstanden.

Den weiteren Werdegang seiner geschichtlich verbürgten Protagonisten trägt Artinger in eine zweiteiligen Epilog nach: Dr. Hartbeck muss Amsterdam verlassen und kehrt nach Lübeck zurück, wo man bald seine Amtsführung kritisiert und ein Verfahren gegen ihn eröffnet – dem entzieht er sich durch Selbstmord. Und seinen dickleibigen Cousin Emil Hartbeck ereilt sein Schicksal in Form einer tödlichen Herzattacke, als er im Juli 1944 im Zug von Berlin nach Bremen heimfährt – auch hierin bleibt Artinger der geschichtlichen Wirklichkeit verpflichtet. **Kay Dohnke**

Literatur:

- Philip Kerr, *March Violets*. London: Viking 1989 (dt.: *Feuer in Berlin*, Rowohlt 1995). *The Pale Criminal*. London: Viking 1990 (dt.: *Im Sog der dunklen Mächte*, Rowohlt 1995)
Greg Iles, *Black Cross*. Signet 1995 (dt.: *Schwarzer Tod*, Lübbe 2000).
Virginia Doyle, *Die rote Katze*. München: Heyne 2004. *Der gestreifte Affe*. München: Heyne 2005. *Die schwarze Schlange*. München: Heyne 2006.
Volker Kutscher, *Der nasse Fisch*. Kiepenheuer & Witsch 2007.
Kay Artinger, *Tod in Worpsswede*. VDG-Verlag 2003. *Novembermorde*. Aschenbeck 2005.